

Nachgefragt bei Hansgeorg Schmidt-Bergmann

Prof. Dr. Hansgeorg Schmidt-Bergmann ist Geschäftsführender Vorstandsvorsitzender der Literarischen Gesellschaft und Leiter des Museums für Literatur am Oberrhein in Karlsruhe. Zudem lehrt der habilitierte Germanist am Institut für Germanistik des Karlsruher Instituts für Technologie (KIT).



Kirsten Buttgerit und Wolfgang Menzel (PH Karlsruhe): Guten Tag, Herr Professor Schmidt-Bergmann, wir freuen uns sehr, dass Sie sich zum Interview bereit erklärt haben. Ich würde es gerne mit einer Frage zu Ihrem Lebenslauf eröffnen: Sie sind in Bad Oldesloe geboren und studierten in Marburg und in Frankfurt am Main. Was führte Sie denn nach Karlsruhe?

Prof. Dr. Hansgeorg Schmidt-Bergmann: Nach meinem Staatsexamen in den Fächern Germanistik und Politik und der Promotion über österreichische Lyrik des 19. Jahrhunderts in Marburg bei Gert Mattenklott, meinem hochverehrten Lehrer, bekam ich das Angebot, als Lektor für deutsche Sprache und Literatur nach Bari in Italien zu gehen. Das habe ich auch gerne gemacht und dort ein Jahr unterrichtet. Dann kam über Professor Martin Stern von der Universität Basel die Empfehlung, mich in Karlsruhe bei Jakob Steiner, Ordinarius beim heutigen KIT, zu bewerben. Jakob Steiner war ein großer Lyrik- und vor allem Rilke-Spezialist. Ich habe mich vorgestellt bei ihm und wurde sein Assistent am Institut für Literaturwissenschaft.

So wurde es nicht Italien, sondern der Südwesten Deutschlands. Statt die akademische Laufbahn weiter zu verfolgen – wobei Sie ja bis heute forschen und veröffentlichten – wurden Sie nach der Habilitation und der Ernennung zum apl. Professor 1998 hauptberuflich geschäftsführender Vorsitzender der Literarischen Gesellschaft. Wie kam es dazu und was reizte Sie an dieser Aufgabe?

Obwohl ich es nicht mag, wenn jemand sagt: „Ich habe mich darauf nicht beworben“: in diesem Fall war es so. Für die Literarische Gesellschaft habe ich eine Ausstellung über den Kunsthistoriker und Kunstwissenschaftler Carl Einstein gemacht. Es war eine Zusammenarbeit mit Berliner Kollegen von der Freien Universität Berlin, die die Ausstellung vorbereitet hatten, und das Museum für Literatur am Oberrhein, damals noch in der Röntgenstraße, war der erste Ort, an dem diese Ausstellung gezeigt wurde. Sie war ein großer Erfolg. Wir machten eine zweite Ausstellung über Werk und Leben von Walter Benjamin, die ebenfalls Aufmerksamkeit erregte. Um 1993/94 gab es eine große Krise in der Literarischen Gesellschaft: Der gesamte Vorstand trat zurück. Ich bin vom damaligen Kulturreferenten der Stadt Karlsruhe, Dr. Michael Heck, gefragt worden, ob ich mir vorstellen könnte, den Vorsitz zu übernehmen. Ich habe das zunächst ehrenamtlich gemacht, also neben meinen Aufgaben an der Universität Karlsruhe. Nach Abschluss der Habilitation war es auch eine Weichenstellung. Ich hatte genug Angebote, wenn auch immer befristet, und sagte mir: „Für eine Übergangszeit ist das vielleicht wirklich eine sehr gute Möglichkeit, sich auch anders

und in der Praxis auszuprobieren, Literatur lebendig werden lassen.“ Mit dem Umzug der Literarischen Gesellschaft ins Prinz-Max-Palais hat man mir angeboten, als geschäftsführender Vorsitzender hauptamtlich tätig zu sein und ich habe das Angebot angenommen. Man ist für drei Jahre gewählt. Dann muss man sich wieder zur Wahl stellen. Wir haben einen sehr guten Vorstand und die Entwicklung der Literarischen Gesellschaft war so, dass es aufwärts ging, auch in finanziellen Dingen. Es ist dann so zusammen gewachsen, dass es einfach gut funktioniert hat.

Doch Sie haben der Lehre nicht gänzlich den Rücken zugekehrt?

Nein, ich habe immer wieder die Möglichkeit gehabt, auch im Ausland zu unterrichten, in Wien zum Beispiel, oder Vertretungsprofessuren anzunehmen, zweimal in Marburg, dann in Paderborn. Das war auch insofern ganz interessant, weil ich dort mit Fokus auf die Lehrerbildung ein ganz anderes Praxisfeld hatte. Aufgrund meiner Forschungsthemen Avantgarde des 20. Jahrhunderts, Futurismus, Expressionismus oder Österreichische Literatur des 19. Jahrhunderts erhalte ich bis heute Angebote für Vorträge und Publikationen. Doch man muss ehrlich mit sich selber umgehen: es geht einfach nicht, das akademische Pensum so nebenbei zu bewältigen. Sonst würde unsere Wissenschaft, die Literaturwissenschaft, sich ja auch ad absurdum führen.

Sie haben das Verhältnis von Theorie und Praxis angesprochen. In unserem Heft zum Thema „Literatur I Bildung“ geht es auch um die Vermittlung von Literatur. Sie sind gleich in mehreren Rollen Vermittler von Literatur: einmal als „Kulturmanager“ in der Literarischen Gesellschaft sowie im Museum für Literatur am Oberrhein, zugleich aber auch als Hochschullehrer am KIT. Wo sehen Sie die Unterschiede?

Ich bin auch regelmäßig mit der Kollegin PD Dr. Beate Laudenberg bei Ihnen in der PH und es macht mir großen Spaß, die verschiedenen Felder abzudecken. Am KIT nehme ich sehr viele Staatsexamina ab, da kann man natürlich die Entwicklung der kommenden Lehrerinnen und Lehrer verfolgen. In den letzten drei Jahren sehe ich eine entscheidende Veränderung: die angehenden Lehrkräfte sind wieder mehr an der deutschen Literatur interessiert. Sie sind in den Prüfungen textorientierter, d.h. man merkt, dass sie die Texte auch wirklich gelesen haben. Das war eine Zeit lang nicht unbedingt so.

Die Bedingungen in den Schulen und Hochschulen sind natürlich ganz anders als im Rahmen einer literarischen Gesellschaft. Wir betreiben Literaturvermittlung über Lesungen, wir stellen eine Bibliothek zur Literatur am Oberrhein und

ihrer Geschichte zur Verfügung, wir betreuen ein Literaturarchiv, geben die Literaturzeitschrift *allmende* heraus und erfüllen vielfältige weitere Aufgaben. In einer Stadt wie Karlsruhe ist der Bedarf groß. Seit ein paar Jahren bieten wir auch mit großem Erfolg Schreibwerkstätten an und das läuft ausgezeichnet – doch unsere Aufgaben sind eindeutig überregional, auch durch die Internetprojekte für Baden-Württemberg www.literaturland-bw.de und www.autoren-bw.de, die wir bis hin zur Programmierung aus unserem Haus für das Land entwickelt haben.

Wer leitet die Schreibwerkstätten und wer besucht sie?

Wir beauftragen Schriftstellerinnen und Schriftsteller an, die sich am Markt durchgesetzt haben. Wir haben mit der erfolgreichen Schriftstellerin Katharina Hagena zusammengearbeitet, die in Rheinstetten aufgewachsen ist und jetzt in Hamburg lebt. Es sind meist zwölf bis fünfzehn Studierende, die eigene literarische Texte vorlegen. Das ist eine Zielgruppe, die sich intensiv mit Literatur auseinandersetzt, häufig zu Veranstaltungen kommt und natürlich auch Rat sucht und das Bedürfnis hat, das eigene Schreiben zu optimieren. Wir sehen es als unsere Aufgabe an, diesen Prozess zu unterstützen. Ich möchte die Schreibwerkstätten weiter ausbauen, indem wir einmal einen Verlagslektor verpflichten, der die Texte mit den Studierenden und Schrei-

benden redigiert, als wären es Skripte, die bei ihm auf den Schreibtisch kommen. Den Dozierenden in den Schreibwerkstätten fällt es nicht so leicht, harte Kritik zu üben.

Ist Ihr Ziel die literarische Nachwuchsförderung?

Literatur steht für mich seit meiner Schulzeit im Mittelpunkt. Es geht mir darum, das Bewusstsein dafür aufrecht zu erhalten, dass die Literatur und die Geisteswissenschaften eine Funktion haben – und die erschöpft sich nicht in der Abwehr gegen das Digitale, das ist ein ganz anderes Feld. Vielmehr wird das, was mit unserem Denken, was mit der Sprache zu tun hat, über das Literarische vermittelt. Dass es in der nachwachsenden jüngeren Literatur sehr hoch qualifizierte Autorinnen und Autoren gibt – gerade auch was die Lyrik angeht, die ja schon totgesagt gewesen ist – ist eine wichtige Entwicklung. Unsere Aufgabe ist es, im PrinzMaxPalais ein Forum, ein Podium zu bieten.

Das Karlsruher Literaturhaus hat ja im Grunde zwei Spielstätten, wenn man das so sagen darf. Hier im PrinzMax-Palais für Literaturinteressierte im Allgemeinen und dann gibt es spezielle Angebote für jüngere Leute im KOHL-Kulturraum, im Jubez oder zuletzt den Prosapreis JuLi.

Nun das sind auch Dinge, die an uns herangetragen werden: von Kommunen oder in diesem Fall von



der GEDOK, einer Institution, die seit den Zwanzigerjahren Künstlerinnen fördert. Es ist nicht ganz so einfach, die jüngere Generation zwischen 15 und 21 Jahren zu erreichen. Beim letzten „JuLi-Preis“ (Junge Literatur-Preis) gab es 35 Einreichungen, das war wenig für die Region. Wir haben aufgrund der hohen Qualität vier Preise ausgelost. Qualität ist eben nicht mit Quantität zu verwechseln. Wir zählen die Köpfe, nicht die Füße. Wir sind als Institution übrigens in fast allen Literaturjurys in Baden-Württemberg vertreten, vom JuLi- bis zum Schiller-Gedächtnispreis des Landes Baden-Württemberg.

Welche Jugendlichen erreichen Sie?

Unsere Angebote sind unabhängig von der Schulform. Kleinere Workshops mit Grund- und Werkrealschülerinnen und -schülern funktionieren genauso gut wie die Arbeit mit Schülerinnen und Schülern der Oberstufe. Auch im Bereich der Arbeit mit „Flüchtlingen“ wird es ganz wichtig werden, gezielt weiter zu fördern. Da gibt es auch bereits Ansätze. Alles funktioniert nur über Sprache und Literatur: Literatur ist Traditionsvermittlung und die Form, das Denken einzuüben und zu verfeinern. Literatur ist nicht elitär, sondern gesellschaftlich absolut notwendig.

Welche Funktion hat in diesem Zusammenhang der Scheffel-Preis? Das Konzept wurde ja jetzt um die berufsqualifizierenden Schulen erweitert.

Wir haben vor ein paar Jahren den „Scheffel-Förderpreis“ für berufsqualifizierende Schulen eingeführt, um ein Zeichen zu setzen: Für viele ist dieser Abschluss der erste richtige und vielleicht auch ihre letztmögliche Qualifikation. Häufig sind es Menschen mit Migrationshintergrund, die es sehr schwer gehabt haben. Mit dem Preis erhalten sie auch eine soziale Anerkennung. Der „Scheffel-Förderpreis“ signalisiert: wir sind nicht nur für die Gymnasien, sondern auch für die übrigen Schulformen da – und vor allen Dingen in dem Bereich, wo man wirklich fördern muss. Der „Scheffel-Preis“ für die besten Abiturleistungen im Fach Deutsch ist für uns ein wichtiges Förderinstrumentarium in Baden-Württemberg und über das Land hinaus. Heute gibt es den „Scheffel-Preis“ an ungefähr 95 Prozent aller allgemein- und berufsbildenden Gymnasien in Baden-Württemberg, aber auch an Schulen in Rheinland-Pfalz, dem Saarland und auch an den offiziellen deutschen Auslandsschulen. Das heißt, wir verleihen jährlich über 700 „Scheffel-Preise“. Pro Schule wird die – oder derjenige mit den besten Abiturleistungen im Fach Deutsch ausgezeichnet.

Es ist den Schulen überlassen, ob es die Jahrgangsnoten sind, der beste Abitursaufsatz oder die beste Gesamtnote in der Oberstufe.

So ist der Preis in allen Belangen eine Erfolgsgeschichte.

Der Preis ist eindeutig eine Erfolgsgeschichte, und auch im Land, im Ministerium weiß man, wie wichtig dieser Schulpreis ist. Alle fünf bis zehn Jahre gibt es eine zentrale Preisverleihung in Stuttgart oder in Karlsruhe. So beispielsweise vor drei Jahren im Konzerthaus mit dem Scheffel-Preissträger von 1968, Ministerpräsident Winfried Kretschmann. Die Liste prominenter Preissträger ist lang: Wolfgang Rihm, Peter Schneider, Jagoda Marinic, Marie T. Martin, Björn Kern und viele mehr. Bemerkenswert ist auch die Autorin Lena Gorelik. Sie hat russische Wurzeln, ist mit zehn Jahren nach Ludwigsburg gekommen und hat acht Jahre später den „Scheffel-Preis“ erhalten – eine wirklich erfolgreiche Integrationsgeschichte, wenn man diese Sprachkompetenz erreicht! Der „Scheffel-Preis“ hat eine große Tradition. Damit werden wir identifiziert – für mich ist jede jährliche Preisverleihung eine große Freude.

Was kann die Literarische Gesellschaft, was kann das Literaturmuseum den Studierenden in Karlsruhe bieten? Wie sieht die Zusammenarbeit mit der Pädagogischen Hochschule und dem KIT aus? Was wäre zu verbessern, zu intensivieren?

Es ist ein grundsätzliches Problem, wie wir wissen, dass es an den traditionellen Universitäten sehr lange gedauert hat, Praxismodule in den Studienplan zu integrieren. Das ist in Karlsruhe am KIT nicht anders. Als Hochschullehrer war ich schon allein deshalb nah an der Praxis, weil wir im Literaturhaus immer Praktikanten direkt aus meinen Seminaren beschäftigen konnten. Ich beziehe auch in der eigenen Lehre die Praxisbezüge soweit wie möglich mit ein, damit den Studierenden deutlich wird, für welche Berufsfelder sich eine Literaturwissenschaftlerin oder ein Literaturwissenschaftler qualifizieren kann. Ich bin sehr froh, dass an der PH jetzt ein Masterstudiengang Kulturvermittlung eingerichtet wird, wo ästhetische Bildung an Praxisfelder angebunden wird – die Konzeption ist innovativ, daran beteiligen wir uns gern. Die Kollegin Dr. Laudenberg ist im Übrigen bei uns im Vorstand.

Und Sie sehen eine Zukunft in diesem Bereich?

Ja, sicher, deshalb machen wir mit und werden auch Praktikumsplätze anbieten. Das nehmen wir dann auch sehr ernst, was die Betreuung angeht. Ich bin sicher, dass sich die Berufsmöglichkeiten in kulturvermittelnden Bereichen auch in den nächsten fünfzehn, zwanzig Jahren erweitern lassen. Das sehen wir daran, dass immer mehr kulturelle Institutionen heute nicht mehr ehrenamtlich geführt werden.



Hier in Baden-Württemberg haben wir 80 bis 100 Museen und Gedenkstätten allein im Literaturbereich. Vieles ist an die Kommunen gebunden und noch ehrenamtlich. Man sieht aber jetzt auch in einigen Städten, dass der Traditionsbezug viel stärker als zuvor gepflegt wird. Gerade auch in Baden-Württemberg mit den großen literarischen Traditionen, denen man nachgehen kann. Hier an Konzepten mitzuarbeiten ist für mich auch ganz persönlich ein großes Anliegen, weil ich glaube, dass es der richtige Weg ist, die Studierenden an interessante und gesellschaftlich wichtige Praxisfelder heranzuführen.

Kürzlich ist eine Ausgabe der von Ihnen herausgegebenen Literaturzeitschrift *allmende* mit dem Thema „Brennpunkt Istanbul“ erschienen – nebenbei Glückwunsch zum Förderpreis des Landes Baden-Württemberg für die *allmende!* – und wie es der Zufall will, beschäftigt sich der Aufsatz von Professor Michael Baum in unserem Heft mit dem aus dem Gefängnis geschmuggelten Kassiber der türkischen Schriftstellerin Asli Erdoğan, worin es heißt: „Auch wenn ich nicht weiß, wie, aber die Literatur hat es immer geschafft, Diktaturen zu überwinden.“ Kann Literatur in Diktaturen etwas bewirken? Und: Welche Rolle kann/soll Literatur in einer Gesellschaft wie der unseren spielen, die eigentlich frei ist, aber, wie wir in den letzten Monaten erlebt haben, auch vor Angriffen nicht gefeit?

Danke für den Glückwunsch, wir sind sehr stolz auf den Preis, das ist eine wichtige Ermutigung für unsere Arbeit. Nun zur Frage: Was wir jetzt tun können – als Gesellschaft, als Pädagogen, als Intellektuelle, als Künstlerinnen oder Hochschullehrer – ist, eine Form von Öffentlichkeit herzustellen. Wir wissen aus der Türkei, dass das von den Kolleginnen und Kollegen, den Journalisten, die im Moment in der Türkei inhaftiert sind, wahrgenommen wird, dass es für sie eine Ermutigung ist. Veranstaltungen wie unsere gemeinsam mit dem ZKM und dem PEN-Zentrum Deutschland organisierte Reihe „Writers-in-Prison“ können zumindest helfen, eine Öffentlichkeit zu schaffen. Wenn die Politikerinnen und Politiker dadurch bei Reisen in die Türkei, China oder andere Länder ermuntert werden, häufiger die Menschenrechte anzusprechen, dann wäre das schon ein Erfolg.

Von meinem eigenen Ansatz her ist für mich Literatur immer auf zwei Ebenen wichtig gewesen: Einmal auf der ästhetischen Ebene. Ich glaube, dass Literatur von der ästhetischen Qualität her gut danach zu beurteilen ist, ob es „Fortschritte“ im Sinne von Weiterentwicklung, auch in der Form, gegeben hat. Die zweite Ebene ist, dass Literatur immer einen Beitrag zur gesellschaftlichen Entwicklung leisten muss. Deswegen haben wir ja auch mit der Zeitschrift *allmende* in den letzten vier Nummern bewusst solche Schwerpunkte gesetzt – und mit



„Über Opfer und Täter – Grenzen der Toleranz“ darüber berichtet, was beispielsweise an Silvester 2015 in Köln passiert ist. Wir dürfen keine Tabus akzeptieren. Wenn es diese sexuellen Übergriffe gegeben hat, dann müssen diese thematisiert werden und zwar in aller Radikalität, wie das der Schriftsteller Feridun Zaimoglu mit seinem Beitrag „No, we cannot“ in dem Heft „Opfer und Täter – Grenzen der Toleranz“ gemacht hat.

Wir wissen, dass die kritische Öffentlichkeit bei uns leider durch die Entwicklung des Digitalen auf dem Rückzug ist. Die Tageszeitungen haben immer weniger Raum für die kulturelle Berichterstattung. Das Digitale kann und wird sie letztlich inhaltlich nicht ersetzen, daher wird es in den nächsten Jahren eine reduzierte Form von Information, auch kritischer Information, geben und dem muss man entgegenwirken – auch mit eigenen Printmedien. Das ist nun keine Dämonisierung der digitalen Entwicklung, die können wir nicht mehr zurückschrauben. Tatsächlich gibt es ja auch kritische und gute Rezensionsplattformen und Blogs. Aber das Schreiben und die analoge Verbreitung behalten ihre wichtige Funktion für eine kritische Öffentlichkeit. Literatur und Öffentlichkeit – das ist für uns auch der Leitfaden unserer Dauerausstellung im „Museum für Literatur“: Wann beginnt Literatur öffentlich ein-

zugreifen? In der Aufklärung im 18. Jahrhundert. Es ist uns wichtig, Literatur und Öffentlichkeit als kritische Form der Auseinandersetzung mit dem, was gesellschaftliche und politische Realität ist, zu zeigen. Ich kann das gar nicht anders denken, ich wähle auch meine Lektüre danach aus: Entweder sehr avancierte Literatur, oder Literatur, die etwas wagt, auch im gesellschaftlichen Sinne.

Beispielsweise an der Lyrik sieht man, welche sprachliche Qualität möglich ist: Das ist hochartifizuell, was die heutige Generation zwischen 25 und 40 literarisch produziert. Vor 15, 20 Jahren hat man prognostiziert, dass die Lyrik obsolet sein wird. Heute verfügt „neue Lyrik“ über das ganze Formenrepertoire. Auch diese Arbeit an der Sprache ist eine gesellschaftliche Aufgabe – sie schließt für die Leser neue Welten auf.

Wir müssen uns einbringen, damit Europa glaubwürdig bleibt, wenn es sich auf die vielbeschworenen Werte und humanistischen Traditionen bezieht. Es ist zu vermuten, dass aus repressiv werdenden Regimen wie der Türkei immer mehr Kolleginnen und Kollegen, auch Schriftstellerinnen und Schriftsteller, zu uns kommen werden – und wir werden sie willkommen heißen. Da ist es die Aufgabe der Bundesrepublik – sagen wir einmal Europas im emphatischen Sinne –, die Demokratie

zu verteidigen. Wir können nur hoffen, dass in Europa wieder mit mehr Solidarität gehandelt wird. Das alles sind Themen auch für die Literatur.

Sie sind sehr optimistisch, wenn Sie der Literatur eine derart prägende Kraft und einen so großen Stellenwert zugestehen.

Die Infrastruktur für die Literatur muss aufrecht erhalten werden. In Baden-Württemberg ist die Situation, allein was die Literaturpreise und die Förderung von Literatur angeht, so, dass wir uns absolut nicht beschweren können. Dennoch: Es muss bewusst sein, dass wir etwas zu verteidigen haben – und das im politischen Kontext! Den Jüngeren ist es ja gar nicht klar, was passieren würde, wenn beispielsweise die Grenzen nach Frankreich wieder geschlossen werden sollten. Man hat es beim Brexit gesehen: Da sind nur wenige jüngere Menschen zur Wahl gegangen beim ersten Wahlgang – und es gibt keinen zweiten.

Noch einmal zurück nach Karlsruhe: Sind Sie ähnlich optimistisch was den Stellenwert der Literatur angeht? Die Stadt muss sparen, gleichzeitig kosten Großprojekte wie das Badische Staatstheater viel Geld. Ist das für die Literatur hier in Karlsruhe eine problematische Situation oder sehen Sie das eher gelassen?

Wir sind sehr angegriffen worden, auch ich als Person, als ich gesagt habe: „Wegen 2,8 Prozent Kürzung mache ich keine Demonstration gegen die Stadt.“ Man darf es nicht zu hoch hängen und die Egoismen in der Kultur sind sehr groß. Doch tatsächlich muss man vorsichtig sein, wie lange es „den Bürgern und Bürgerinnen draußen im Lande“, wie Bundeskanzler Helmut Kohl gesagt hat, „noch einsichtig ist“: 350 Millionen Euro für ein Theater in Karlsruhe, 800 Millionen in Frankfurt, 50 Millionen, allerdings „private“ Mittel, für die Kunsthalle in Mannheim, die nicht gerade geringen Gehälter derjenigen, die diese Institutionen führen, während der Schauspieler und die Ballett-Tänzerin mit 1.200 Euro brutto nach Hause gehen. Man muss das schon einmal grundsätzlich diskutieren. Dennoch habe ich für Karlsruhe überhaupt keine Bedenken. Die Stadt ist nach wie vor wohlhabend und hat sich hier im Kulturbereich sehr anständig verhalten. Wenn ich die 2,8 Prozent nicht anders aufbringen könnte, dann sollte man sich hier einen anderen Vorsitzenden suchen. Sicher, das Theater oder das ZKM treffen die Kürzungen der Zuschüsse stärker, ich will das gar nicht kleinreden. Aber vielleicht sollten doch einige – sagen wir einmal – Ratschläge, wo man sparen könnte, ernst genommen werden. Wir, die literarische Gesellschaft, sind gemeinnützig und haben



immer die Allgemeinheit im Blick. Wir sind kein kommerzieller Betrieb persönlicher Interessen.

Wo haben sich diese Aufgaben in jüngerer Zeit verändert? Welche Veränderungen gab es in jüngerer Zeit?

Wir suchen auch die „großen Auftritte“: beispielsweise mit Autoren wie Rafik Schami und Daniel Kehlmann, oder im Rückblick Günter Grass, Joachim Gauck und Roger Willemsen, im Konzerthaus. Da kommen dann 500 bis 1.000 Leute. Gewisse Namen „ziehen“ einfach, auch in der Literatur, ohne dass man aufwändig Werbung machen muss – das ist erstaunlich. Die Leute kommen, weil sie den Namen einordnen können, Interesse haben, neugierig sind. Im Frühjahr hatten wir Lukas Bärfuss hier, einen wichtigen Schweizer Autor, der ein kritischer und politischer Kopf ist – und diese Lesung war, wie viele andere, ausverkauft und viel diskutiert.

Sie sind also rundum zufrieden?

Wir werden aus dem Landeshaushalt mitfinanziert, werden im Rahmen der mittelfristigen Finanzplanung institutionell und nicht nur projektbezogen gefördert. Das gibt uns eine gewisse Sicherheit. Gewiss, so hoch sind die Zuschüsse nicht – 130.000 Euro vom Land, 220.000 Euro von der Stadt Karlsruhe. Vor allem finanzieren wir uns aus den Mitgliedsbeiträgen und eingeworbenen Drittmitteln. Der Gesamtetat liegt bei ca. 600.000 Euro. Vergleichen Sie das mit den Etats staatlicher oder kommunaler Institutionen mit Blick auf den Output.

Ja, dann doch gleich die Frage: Wie wird man das denn? Was macht ihn aus, den „Kulturmanager“?

Da muss man hineinwachsen. Man muss mit Zahlen umgehen können, man muss Bilanzen erstellen und man muss sich um die Finanzierung kümmern. Und es ist nicht immer einfach, Drittmittel einzuwerben. Ein Beispiel ist die große Johann Peter Hebel-Ausgabe, die wir gerade erstellen. Da fehlt uns von den Gesamtkosten noch ein gutes Drittel. Die Ausgabe ist mehr oder weniger fertig und soll 2018 im Wallstein-Verlag erscheinen. Das ist dann eine Situation, in der man sich fragt: welche Stiftungen, Institutionen, private Förderer, die es dankenswerterweise – wenn auch nicht in großer Zahl – auch in Karlsruhe gibt, kommen als Zuschussgeber infrage? Ein Kulturmanager muss immer wieder überlegen: „Funktioniert das oder funktioniert das nicht? Wo

kann man noch Gelder auftreiben?“ Wir verfolgen für unsere Institution den Grundsatz, dass wir am Personal nicht sparen wollen. Wir haben im Moment eine untere Grenze und möchten die halten, eher natürlich ausbauen, gerade auch zur Förderung des Nachwuchses. Aber es hat doch gar keinen Sinn, der Stadt oder dem Land zu sagen: „Ich brauche jetzt soundsoviel Tausend mehr für Personal“. Dann sagen die „Ja, das glauben wir, aber dann sehen Sie zu, woher Sie das Geld kriegen.“ Institutionen wie unsere müssen sich immer wieder neu erfinden, Konzeptionen erstellen, Zeitgeschichte im Blick haben und neue Mitglieder für uns interessieren.

Zum Abschluss noch eine Frage zum Thema Literaturvermittlung. Haben Sie eine Literaturempfehlung für den Deutschunterricht? Bei den Klassikern und bei den zeitgenössischen Autoren – wer ist da für Sie wichtig?

Bei den Diskussionen um die neuen Abiturthemen ab 2018 war einer der – dann unterlegenen – Favoriten „Der Trafikant“ von Robert Seethaler. Und tatsächlich ist darin auf wenig Raum literarisch-theoretisch viel enthalten, wenn man mit Schülerinnen und Schülern, auch jungen Studierenden, etwas erörtern will, was auf neuere Geschichte und Politik zu beziehen ist. Es ist ein ausgezeichnetes, gut geschriebenes Buch.

Bei den Klassikern, bei der älteren Literatur, würde ich schon darauf bestehen, dass man den Kanon der deutschsprachigen Literatur nicht weiter reduziert. Man muss „da durch“ als Schüler, durch Goethe, Schiller und Co., – wie wir ja auch in der Schule. Es geht nicht ohne den „Faust“. Werke, die identitätsbildend sein können, sind wichtig – nicht nur im Unterricht: für die Suche nach dem eigenen Ort im Leben. Man wird ja oft gefragt: „Was lesen Sie gerade?“, und Sie sehen ja, was man so alles liest (zeigt auf die Bücherstapel auf dem Tisch): Hier liegt meist ein Stapel, zuhause liegt mindestens ein weiterer Stapel, unterwegs ist immer etwas dabei, dann die wichtigen Neuerscheinungen jedes Frühjahr und im Herbst. Hier übrigens eine vom Karlsruher Autor Markus Orth: „Max“. Es geht um den Künstler Max Ernst. Ich bin sehr gespannt, ein großes Thema – in der guten Literatur gibt es immer etwas zu entdecken.

Herr Schmidt-Bergmann, wir danken herzlich für das Gespräch.